In freier Stunde

Die beiden Merks

Eine Schulgeschichte von Hans Eschelbach

Erstes Kapitel.

Jubelnd zogen die Jungen eines der großen Schulsysteme im Arbeiterviertel schon um drei Uhr nach Hause.

Heute war auf dem Lehrerzimmer Systemkonferenz, und der bestaubte, ausgestopfte Storch auf dem Lehrmittelschrank schaute sehr ernsthaft auf den Schulrektor und die sechs Lehrer herab, die eben Platz nahmen.

Die Sache war ziemlich wichtig. Zwei Brüder im Alter von sieben und acht Jahren, beide Schüler der sechsten Klasse, gaben den anderen Kindern unausgesetzt Aergernis, und es galt, endlich einmal einen entscheidenden Schritt in der Sache zu tun.

Das Protokoll der letzten Konferenz wurde zur Kenntnis gebracht und genehmigt. Der Rektor verlas einige neue Verordnungen, bat, wie immer, um peinliche Beobachtung der Schulordnung, teilte Beginn und Schluß der Weihnachtsferien mit und strich sich dann mehrere Male hastig durch die Haare, was er stets tat, wenn er besonders erregt war.

„Meine Herren! Ich komme zu dem Hauptpunkte unserer Besprechungen. Es handelt sich um die beiden Schüler Peter Merk und Joseph Merk aus der Klasse des Herrn Königsdorf . . . Haben Sie die Liste mitgebracht, Herr Königsdorf?"

„Hier, bitte, Herr Rektor."

„Wie die Liste ausweist, laufen die Kinder seit sechs Wochen an der Schule vorbei. Sie beschimpfen und verlachen die anderen Schüler, die ihnen sagen, daß sie unentschuldigt auf die Versäumnisliste kämen. Wie man mir mitteilte, haben sie ihre Bücher zerrissen, und es sind auch sonst ernste Klagen über ihr Verhalten eingelaufen. Der ältere der Jungen . . . wie heißt er doch, Herr Königsdorf?"

„Peter Merk."

„Der ältere scheint mir der schlimmste Taugenichts und der Anführer zu sein. Nach Aussagen der eigenen Mutter kommen beide Jungen schon seit sechs Wochen nicht mehr nach Hause."

Eine förmliche Bewegung ging durch die kleine Versammlung.

„Das ist allerdings stark!" sagte Herr Schultze.

„Gewiß, meine Herren. Es schlägt aller Schulzucht ins Gesicht und führt Zustände herbei, die ganz unhaltbar sind. Der ältere Taugenichts hat einem meiner Schüler, als er ihn mit Gewalt hierherbringen wollte, ein Loch in den Kopf geworfen. Beide Jungen rauchen; an den Türen der Gemüsekrämer, wo Aepfel, Bücklinge, Apfelsinen und dergleichen ausgestellt sind, treiben sie förmlich Straßenraub: im Vorbeigehen schnappen sie aus den Körben, was ihnen gerade in die Hände fällt, und wo sie die Nacht verbringen, weiß der liebe Himmel. Neulich hat ein Schutzmann die Burschen nachts um zwei Uhr in einer Türnische aufgegriffen, wo sie auf einer Steintreppe schliefen. Sie gaben falsche Namen an, sagten, ihre Eltern wären tot, und als der Schutzmann sie zum Waisenhause bringen wollte, brannten sie ihm durch, als er nach der Türklingel griff."

„Das klingt ja wie Räuber Rinaldo Rinaldini!" bemerkte Herr Peters.

„Leider! Der Vater der Jungen hat anfangs die Geldstrafen für die unentschuldigten Schulversäumnisse gezahlt; er hat sogar wiederholt die Strafen abgesessen. Seine Frau sagt, der Mann sei ein Müßiggänger und Trunkenbold, er kümmere sich weder um sie noch um die Kinder und habe sie böswillig verlassen. Das Gericht hält sich natürlich an den Vater, der mittlerweile dem Säuferwahnsinn zu verfallen scheint; denn er hat erklärt, die Jungen seien gar nicht seine Kinder. Ich bin wegen der leidigen Sache wiederholt zum Schulbureau gegangen, und der Schulrat hat mich ermächtigt, die schärfsten Maßregeln zu ergreifen, um diesem . . . diesem Skandal ein Ende zu machen. Der Schulsergeant hat die Jungen dreimal erwischt und sie mit Gewalt hierhergebracht, was einen förmlichen Menschenauflauf veranlaßte, da die Leute immer Partei gegen die Schutzleute nehmen . . ."

„Natürlich, das kennt man ja!" rief Herr Schultze und sah nach der Uhr, da er noch zur Fachschule mußte.

„Zuletzt hat der Schulsergeant den Jungen eine tüchtige Tracht Prügel gegeben. Ich habe die Kerle dann eindringlich ermahnt, ich habe sie der Klasse als abschreckendes Beispiel vorgeführt, sie haben mir feierlich versprochen, sich zu bessern. Und der Erfolg? Um zehn Uhr, in der Spielpause, waren sie wieder über alle Berge, und weder der Polizei noch dem Schuldiener ist es bis jetzt gelungen, sie wieder aufzugreifen. Heute schlafen sie irgendwo in einem Möbelwagen, morgen in einem Pferdestalle. Jetzt, bei dem Schneewetter, haben sie unter einem offenen Torwege in einer Schubkarre genächtigt. Aufzufinden sind sie niemals."

„Das geht allerdings übers Bohnenlied!" sagte Lehrer Hinkel, der das Protokoll schrieb, und rückte das Tintenfaß zur Seite.

„Das Schlimmste dabei ist das Aergernis, das die übrigen Schüler an der Sache nehmen," fuhr der Rektor fort. „Die Bengels stehlen wie die Elstern, treiben Gott weiß was, und immer noch sind sie straflos ausgegangen. So etwas reizt natürlich zur Nachahmung . . . Meine Herren! Sie wissen, daß ich kein Freund der Prügelstrafe bin, aber hier ist mit Humanität nichts zu erreichen, hier ist meines Erachtens eine ganz exemplarische Strafe am Platze, die, wenn sie auch die

Missetäter selbst nicht bessert, doch abschreckend für die anderen Schüler wirkt."

„Sehr richtig! Die Jungen werden ja Zuchthauskandidaten!"

„Soeben kommt nun der Schulsergeant und sagt mir, daß er durch einen Zufall erfahren habe, wo die Jungen neuerdings nächtigen. Der Mann wartet draußen in meiner Klasse auf unsere Weisung . . . Herr Wirbel, wollen Sie die Güte haben, dem Schulsergeanten zu sagen, ich lasse bitten?"

Der Rektor hatte sich förmlich in Eifer geredet und blätterte nun nervös in den pädagogischen Zeitschriften, die vor ihm auf dem Tische lagen.

Der Schulsergeant trat ein — ein alter, schnauzbärtiger Mann mit unzähligen Krähenfüßen um die Augen. Man hätte ihm auch ohne seine sorglich gebürstete Uniform den ehemaligen Soldaten angesehen. Er strahlte jetzt förmlich vor Siegeszuversicht.

„Herr Richter, Sie glauben also, daß Sie die beiden Merks morgen finden werden?"

„Gewiß, Herr Rektor."

„Gehen Sie, bitte, früh genug hin und bringen Sie die Jungen so oder so, wenn nötig gebunden oder mit Hilfe eines Schutzmannes. Ueber den Weg tun Sie den Jungen natürlich nichts."

Der Schulsergeant strich sich den greisen Schnurrbart. „Natürlich nichts! Aber später! Die Lümmels müssen gehauen werden, daß ihnen die Schwarte kracht!"

Er sagte das in Anlehnung an die sächsische Mundart und sah so grimmig drein, als habe er eine persönliche Beleidigung zu rächen.

Lehrer Königsdorf erhob sich. „Ein Wort noch, Herr Richter! Sie haben gehört, was der Herr Rektor gesagt hat: fürs erste nicht schlagen! Ueberlassen Sie die Strafe mir."

Der Rektor hob mit einem Ruck den Kopf, warf dem jungen Lehrer einen prüfenden, etwas erstaunten Blick zu und winkte dann dem Schulsergeanten: „Sie können gehen. Ich kann mich ja auf Sie verlassen."

. . „Natürlich, Herr Rektor . . . Morgen, die Herren!"

Er sagte zu jeder Tageszeit als Gruß „Morgen!". Nachdem er gegangen, rückten die Lehrer die Stühle.

„Einen Augenblick Geduld noch, meine Herren; ich bin noch nicht zu Ende," begann der Rektor wieder und blätterte etwas zerstreut in der Liste. „Angenommen, wir hätten die beiden Ausreißer morgen hier, woran ich übrigens noch zweifle . . ."

„Die Nürnberger henken keinen, sie müßten ihn denn hann," lachte der Protokollführer.

„Gesetzt, sie kämen dennoch. Was soll dann geschehen? Eine einfache Abstrafung durch den Schulsergeanten, und sei sie noch so streng, wirkt nicht eindringlich genug. Die Burschen sind förmlich prügelfest. Ich denke, das Lehrerkollegium versammelt sich hier auf dem Konferenzzimmer. Die Taugenichtse erhalten in unser aller Beisein durch den Schulsergeanten die verdiente, exemplarische Strafe . . ."

„Daß ihnen die Schwarte kracht!" ahmte Lehrer Wirbel den alten Sachsen nach.

„Sie haben recht, Herr Wirbel! Auch ich finde den Ausdruck unstatthaft. Man muß den alten Richter eben verschleißen, wie er ist. Natürlich handelt es sich nicht um eine Mißhandlung, sondern um eine dringend gebotene Züchtigung. Ich werde im Anschluß daran den Schülern nochmals in unser aller Namen eindringlich ins Gewissen reden. Sie kommen ins schwarze Buch, das heißt, sie müssen in unserem Beisein ein Protokoll unterschreiben, worin sie Besserung versprechen und worin ihnen angedroht wird, daß durch eine Bemerkung im Entlassungszeugnis ihr Betragen gekennzeichnet würde, falls sie noch einmal ihr Vagabundenleben aufnähmen. Ich denke, Sie sind mit diesen Maßregeln einverstanden, meine Herren."

„Bitte ums Wort!"

Alle Augen richteten sich auf den Klassenlehrer der beiden Jungen, der aufgeregt über das grüne Tuch des Tisches strich.

„Schluß! Schluß!" drängten einige.

„Bitte, Herr Königsdorf!"

Der Rektor rückte seinen Stuhl weiter vom Kopfende des langen Tisches, schlug die Beine übereinander, hielt den Kopf schief und besah seine Nägel, ein Zeichen, daß ihn die Sache besonders interessiere.

„Wir alle stimmen mit dem Herrn Rektor darin überein," begann Königsdorf, „daß der Fall sehr ernst ist. Ich, als der Klassenlehrer der beiden Jungen, stehe den bedauerlichen Vorfällen natürlich mit ganz besonderer Teilnahme gegenüber und habe deshalb, so gut es ging, möglichst genaue Erkundigungen eingezogen. Was die beiden Kinder betrifft — ich bemerke ausdrücklich, sie sind etwas mehr wie sieben beziehungsweise acht Jahre alt —, was die Kinder betrifft, so ist es meine Ueberzeugung, daß sie ursprünglich durchaus harmlos geartet und gar nicht so schlimm sind, wie es jetzt auf den ersten Blick erscheint . . ."

„Na, na, na!" lachten die Kollegen.

„Bitte, nicht unterbrechen, meine Herren! Fahren Sie fort, Herr Königsdorf."

„Die Jungen sind jetzt allerdings verhetzt, vogelfrei, wenn ich so sagen darf, und machen den denkbar ungünstigsten Eindruck. Sie fühlen sich eben in einer Art von Belagerungszustand und richten sich danach ein. Als sie zum ersten Male zwangsweise der Schule zugeführt wurden, habe ich sie nur gewarnt. Beim zweiten Male habe ich sie gestraft, und ich bedauere das heute. Beim letzten Male hat mir der Schulsergeant vorgegriffen und durch strenge Züchtigung die Kinder vollends verschüchtert . . ."

„Aber bester Herr Königsdorf, wir können den Burschen doch nicht noch Prämien für ihr Vagabundenleben aussetzen!" warf der Rektor etwas ärgerlich dazwischen.

„Gewiß nicht; doch nicht die Kinder verdienen die Strafe, sondern die Eltern, oder besser gesagt: die Mutter. Wenn meine Erkundigungen mich auf die rechte Fährte gebracht haben, so ist die Mutter die Hauptschuldige!"

„Oho!"

„Ja, leider die Mutter. Ein Abgrund sozialen Elends ist es, in den ich hineingeblickt habe. Zwölf Jahre sind die Leute verheiratet und haben bis vor zwei Monaten stets in bestem Frieden miteinander gelebt. Die Frau hat sechs Kinder gehabt, von denen nur noch die zwei Jungen leben. Allem Anschein nach sind die Leute recht arm. Der Mann ist Blaufärber. Er muß je nach der Arbeit oft schon morgens um vier Uhr von Hause fort. Bei der Familie wohnte ein Fuhrknecht als Kostgänger. Der Kerl muß ein ausgemachter Lump sein. In ihrer Unschuld haben die Kinder dem Vater gegenüber von unverstandenen Dingen geplaudert, die den Mann nicht im Zweifel darüber ließen, daß seine Frau ihn mit dem Kostgänger hintergehe. Es muß zu einem heftigen Auftritt zwischen den Leuten gekommen sein, und als der Mann abends von der Arbeit nach Hause kam, hatte die Frau die meisten Möbel bereits verkauft und mit dem Kostgänger gemeinsam zwei Dachzimmer in einer anderen Straße bezogen."

„Ja, ja, die Großstadt!" seufzte der Rektor.

(Fortsetzung folgt.)

Rendezvous zu Vieren

Von Dinah Nelken.

Nach vier Wochen einer Belagerung, die ebenso heftig wie erfolglos erschien, versprach sie ihm eines Tages ihren Besuch für den nächsten Nachmittag. Er war zuerst sprachlos und dann enttäuscht. Aber er nahm sich zusammen und tröstete sich über den ersten Kummer, den ihm ihr zu gutes Herz bereitete, mit der immer wieder berauschenden Freude der Erwartung.

Allen seinen Erfahrungen zum Trotz erschien sie auf die Minute pünktlich in dem Zimmer, das er auf eine diskrete Art für sie geschmückt hatte. Die Blumen auf dem Tisch, die leichten Zigaretten, die schon entzündete Lampe — das war nicht mehr, als man ohne zu erschrecken erwarten durfte. Auch ihr Eintritt vollzog sich passend und den ungeschriebenen Gesetzen einer etwas schwierigen Schicklichkeit gemäß, denn sie kam im dunklen Kostüm, ließ nur den Fuchs von den Schultern gleiten, behielt aber den Hut auf und sagte mit der sanften und leisen Stimme, die ihn mehr als ihre schönen Augen, ihr Mund, ja, mehr als ihre großartigen Hände ergriff:

„Ich komme nur auf einen Moment, ich muß gleich wieder fort . . . Aber ich wollte Ihnen etwas sagen.“

Er nickte und antwortete: „Ich war überzeugt, daß Sie nicht viel Zeit für mich haben. Doch Sie sind hier, und das ist schon beinahe mehr als ich gehofft habe.“

Nun lächelte sie und setzte sich in den großen, grünen Sessel, den er, dem Licht ein wenig entfernt, vor den Kamin neben den Teetisch geschoben hatte. Erst jetzt sah er, wie klein sie war, denn sie verschwand ganz darin und zeigte im Schatten der hohen Lehnen nur den Kopf mit dem rötlichen Haar, einen bunten, vom Licht zauberhaft erhellten Ausschnitt des kleinen Gesichts mit dem großen Mund und den weitstehenden, hellgrauen Augen, — die Knie und die Spitzen der schwarzen Eidechsenschuhe. Selbst die Hände verbarg sie vor ihm, und er mußte mit seinem Stuhl näherrücken, um sie zu fangen und mit seinen Fingern zu wärmen. Aber selbst das wollte sie ihm nicht erlauben.

„Sehen Sie,“ sagte sie, „das alles hat doch keinen Zweck! Und ich bin wirklich nur gekommen, um Ihnen das zu sagen. Ich will nicht, verstehen Sie? ich will nicht, daß Sie weiter Zeit und Mühe und . . . und . . . Gedanken an etwas verschwenden, das so gar keinen Sinn hat!“

Und jetzt nahm sie ihre Hand zurück, legte den Kopf nach hinten, daß er den vollen, unruhigen und dabei ganz offenen Blick ihrer Augen wie eine jähe erschreckende Berührung fühlte, und endete:

„Es hat wirklich keinen Zweck . . . Denn ich bin bereits . . . engagiert!“

Einen Augenblick bekam er Lust, zu lachen. Er betrachtete sie, erstarrt, ungläubig und von ihrem ruhigen Gesicht, ihren sanften Blicken in Zorn versetzt. Dann sagte er leise:

„So . . . Ja . . . das konnte ist ja nicht wissen.“

„Nein,“ erwiderte sie sanft, „das konnten Sie nicht wissen.“

Es wurde still, und er fand Zeit, zu überlegen. Und langsam kam der Schmerz, ein eigenartiger, kleiner, ziehender Schmerz, der ihn erschreckte, mehr erschreckte als ihre Worte. Was war denn los? Liebte er sie etwa? Liebte er sie etwa jetzt, da ein fremder, unbekannter, unsichtbarer Mann sie in eine unerreichbare Ferne entrückte? Seine Hände, die den Tee eingossen, zitterten; und plötzlich, ohne Uebergang und Wollen, wandt er ihr seinen Kopf, einen hübschen und jungen Kopf zu, und sagte mit einer Heftigkeit, die sie sofort erröten ließ:

„Was ist denn das für ein Mann? . . . Warum sieht man ihn nie? Warum kümmert er sich so wenig um Sie?“

„Oh!“ machte sie erschreckt. Und mit einem spöttischen und verletzenden Lächeln: „Sie fragen ein bißchen viel . . . und Sie haben ein bißchen wenig Rechte dazu.“

Die Stille, die nun eintrat, wurde peinlich. Sie hörten die Uhr gehen und betrachteten die Schatten des Kaminfeuers an den Wänden. Nebeneinander lauschten sie auf ihren Atem; sie schien zu warten, aber er schwieg voller Furcht, das Wort auszusprechen, das sie veranlassen würde, zu gehen und nie wiederzukommen. Dabei war er traurig, zornig, und von jenem leisen Schmerz, jenem ziehenden, boshaften Schmerz bis zu Tränen gereizt. Und so erhob er sich, ging auf und ab, ohne sie anzublicken, ja, den Kopf abgewandt, um ihren Augen und dem leichten, lebendigen Duft ihres Parfüms zu entgehen, und sagte wie zu sich selbst:

„Entschuldigen Sie . . . Seien Sie mir nicht böse . . . aber ich bin so überascht . . .“

„Nur überrascht?“ fragte sie zurück. Vielleicht war es der Ton ihrer noch immer ruhigen und sanften Stimme, vielleicht war es auch nur die Nähe dieser schönen, begehrten und schon verlorenen Frau, die ihn reizte — er drehte sich um und sagte in seiner gewohnten, liebenswürdigen Weise:

„Ja, liebe, gnädige Frau: nur überrascht. Denn nicht wahr? ich habe Ihnen niemals irgendwelche Erklärungen gemacht! Sie müssen mir zugestehen, daß ich mich — trotz meiner Begeisterung für Ihre ja wirklich entzückende Person, immer gehütet habe, mehr zu sagen, als ich mit gutem Gewissen verantworten kann. Und so wird es Sie nicht treffen, wenn ich Ihnen heute erkläre: ja, ich bin nicht mehr als überrascht und vielleicht ein bißchen enttäuscht. Aber auch nur ein bißchen . . . denn sehen Sie, ich kenne Sie ja erst so kurze Zeit, und vorher, vor Ihnen . . . also kurz und gut . . .“ Hier hielt er inne und sagte in der gleichen überlegenen und sanften Art wie vorhin, mit dem gleichen, vollen, unruhigen und doch ganz offenen Blick: „Ich wäre glücklich gewesen, wenn Sie mir meine Hoffnung gelassen hätten. Da Sie es aber nicht getan haben, bin ich auch nicht unglücklich, da auch ich . . . anderweitig . . . engagiert bin!“

Nun war es geschehen. Er setzte sich wieder, zufrieden, wenn auch nicht getröstet, beruhigt von dieser naiven Rache und gestärkt von dieser kleinen Lüge. Und mit dem Gefüh lder Genugtuung gewahrte er die Veränderung in ihrem Gesicht, das zuerst ein ungläubiges Erstaunen zeigte, um dann heftig zu erblassen. Ihre Lippen öffneten sich; sie betrachtete ihn mit einem verwirrten Blick und erhob sich schnell, sehr schmal, sehr klein, aber mit einer Bewegung voller Hast und Kraft.

„Und . . . das haben Sie mir nicht gesagt?“ fragte sie. „Ja, warum haben Sie mich denn dann gebeten, herzukommen?“

Er fragte zurück: „Und warum sind Sie denn hergekommen?“

Da ging sie zur Tür. Er sah, es war aus, aber er sah auch, daß dieser empörte Aufbruch mehr einer Flucht als einem Abschied glich. Und mit einem Schritt war er bei ihr; faßte ihre Hand dort oben, wo diese schöne Hand in ein schmales, bewegliches, unter Spitzen verborgenes Gelenk überging, legte seine Lippen auf die Haut, deren Geruch er zum erstenmal schmeckte, und führte sie so zurück an ihren Stuhl.

„Bleiben Sie,“ sagte er, und jetzt war sie es, die lauschte, wie man einer fernen, schmerzhaft feinen Musik lauscht. „Bleiben Sie noch ein wenig! Wir haben uns alles gesagt, wir können uns jetzt wie Freunde unterhalten, wie gute Bekannte unseren Tee zusammen trinken. Niemand, glauben Sie mir, niemand würde etwas dabei finden.“

„Doch,“ antwortete sie, wobei ein kurzes, etwas grausames Lächeln ihre kleinen Zähne entblößte. „Einer doch . . . „Er“!“

Der Mann neigte den Kopf, um sein Lächeln zu verbergen.

„Sie haben recht,“ sagte er, „aber Sie haben nicht richtig gezählt: Zwei! . . . „Er“ und „Sie“.“

„Richtig!“ gab sie zu. „Wir sind nicht zu dritt . . . wir sind zu viert.“

„Und damit verliert dieses Rendezvous den letzten Schein von Unschicklichkeit! Sie können also ganz beruhigt sein und nun endlich eine Tasse Tee trinken. „Er“ hat unter diesen Umständen bestimmt nichts dagegen.“

„Doch,“ erwiderte sie, und gab ihm dabei ihre Tasse über den Tisch, „doch . . . er ist nämlich eifersüchtig.“

„Ist er eifersüchtig? . . . Ich hoffe, das ist seine einzige schlechte Eigenschaft . . . Oder hat er mehr, über die Sie sich bei mir beklagen möchten . . .? Ja, sprechen Sie ruhig von ihm . . . sprechen wir ruhig von ihm!“

„Und vor „Ihr“.“ Jetzt nahm sie den Hut ab, um ihm ein lächelndes Gesicht, blanke, ein wenig erhitzte Augen und einen Mund zu zeigen, den eine erstaunliche Verwandlung, ein jäher, unbewußter Eifer, zu lächeln und zu gefallen, bewegte. „Oder ist sie so vollkommen? . . . Macht sie Ihnen keine Sorgen, macht sie Ihnen keinen Kummer? . . . Ist sie so unbedeutend, daß nichts über sie zu sagen bleibt? . . . Oder ist sie so reizend, daß man sie mit Worten nicht beschreiben kann? . . .“

„Sie ist so reizend!“ sagte er, und die Geste, die dieses Wort begleitete, öffnete einer unsichtbaren Gestalt die Tür, lud sie ein, sich zu ihnen zu setzen und in diesen kleinen Kreis von Licht und Wärme, darein sie, die unsichtbare Dritte, den braunen Glanz ihrer kurzen Locken, das sanfte Feuer ihrer schweigenden braunen Augen und ein fernes und fliehend leichtes Lächeln mischte. Nicht größer als die lebende Frau ihr gegenüber, wurde sie stärker durch ihr Schweigen, mächtig durch ihre schattenhafte Anwesenheit und fühlbar durch das Gefühl, in dem sie sich einzig ausdrückte. „Denn sie,“ sagte der Mann und legte seine Blicke an den leeren Sessel, in dem nichts als Schatten ruhten, „sie ist liebenswert, durch alles was sie ist: durch ihre Stimme, ja vor allem durch ihre Stimme, die nicht laut, nicht leise, sondern brüchig und darum erregend klingt, durch ihre sanften Augen, die den Ihrigen ähneln, durch ihre niedrige und gewölbte Stirn, auf der ebenso wie bei Ihnen eine Locke liegt, und durch ihre Hände, auf denen sich — wie bei Ihnen — alles ausdrückt, was sie verbergen will.“ Damit nahm er die

Hände der Frau, und sie ließ sie ihm zum erstenmal ohne Wehren. Er senkte zugleich mit seinen Lippen die Augen und sah, daß die schmalen Finger zitterten, bewegt, von einem schnellen, unruhigen Herzschlag.

„Sehen Sie," sprach er weiter, „so sind ihre Hände — wie Ihre: klein, schmal, hilflos und ehrlich . . . Aber Sie wenden den Kopf ab? . . . Es interessiert Sie nicht . . .?

„Doch," sagte eine leise, atem- und klanglose Stimme, „doch, sprechen Sie nur weiter!"

Er sprach weiter, zu ihr empor, die, den Kopf abgewandt, das Dunkel der verschlossenen Fenster mit ihren Blicken zu durchdringen suchte und stumm das Näherkommen seiner Stimme, seiner Hände oder eines Schmerzes zu erwarten schien. Einmal seufzte sie; und er hielt inne, lauschte, lächelte und beschwor von neuem die Erinnerung an eine Frau, deren Seufzer so ähnlich, so erstickt, so ergeben klangen wie dieser eine, den er nicht hören sollte. „Sie spricht nicht viel," sagte er von ihr, „sie ist, wie alle sanften Frauen, mehr zum Schweigen als zum Reden geneigt, aber sie hat — wie Sie — die Fähigkeit, mit einem Wort mehr auszudrücken als mit einem Satz und in einem Seufzer mehr zu geben als in dem Moment, in dem sie meinen Namen sagt, um mich in ihre Arme zu rufen. Sehen Sie sie jetzt? . . . Kennen Sie sie nun? . . . Blicken Sie mich doch an! . . ." Und sanft, die Hand an ihrem Kopf, den er herumzuwenden versuchte: „Blicken Sie mich doch an!"

Aber sie schüttelte nur ein wenig den Kopf. Da faßte er sie fester, hob sie auf seine Knie und in das Licht und sah ihre Augen groß, dunkel aufgetan und mit einem Schimmer wie von Tränen.

„Warum weinst du denn?" fragte er. Und sie antwortete. „Weil . . . du . . . sie . . . so . . . liebst!"

„Ja," sagte er lächelnd, „du Kind du, ich liebe sie so . . . denn ich liebe d i c h so!"

„Ach!" machte sie und öffnete die Augen, in denen die Tränen versiegten und dem Erstaunen und dem Begreifen Platz machten. Dann fing sie an zu lachen, und so küßten sie sich lachend, in eine lange Umarmung versunken, die sie langsam in das bewegte Schweigen der Liebe entließ. Zurückgekehrt, betrachteten sie sich, eroberten sich mit Blicken, wie sie sich mit ihren Lippen erobert hatten, und wagten es kaum, zu flüstern, um diese erste Andacht nicht zu stören. Er fragte, und sie antwortete schnell, schon wieder an seinem Mund, schon wieder in seinen Armen.

„Er? . . . Ihn gibt es doch gar nicht! . . . „Er" war so gelogen wie „Sie" . . . Oder soll ich dir nun auch eine lange Geschichte von einem „Er" erzählen, der deine Stimme, deine Stirn und deine geliebten Hände hat?"

Büchertisch

Hans Friedrich Blunck: D i e g r o ß e F a h r t. Ein Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern. Preis in Leinen gebunden 4.80 M. Verlag A l b e r t L a n g e n / G e o r g M ü l l e r in München. 1934.

Es wird wohl viel Rühmens gemacht vom nordischen Wesen, seit das deutsche Volk sich wieder besonnen hat auf seine eigene Art und Vergangenheit, aber es gibt doch nicht gar so viel Menschen, bei denen ein ursprüngliches Wissen darum lebendig ist, die das Nordische im Blute haben, wie man so sagt. Zu ihnen gehört gewiß H a n s F r i e d r i c h B l u n c k, der nicht erst seit gestern in seinen Werken um die geschichtliche und urgeschichtliche Vergangenheit seines Volkes sich bemüht, der aus seiner von Bauern und Seefahrern gebildeten Ahnenschaft heraus immer wieder Kunde gibt von Fernsehnsucht und Heimatgebundenheit nordischer Menschen.

Bluncks neues Werk „D i e g r o ß e F a h r t", eine außergewöhnlich spannende Dichtung, berichtet von der bisher fast unbekannten, aber schon durch dänische und amerikanische Forscher erhärteten Entdeckung Amerikas durch zwei d e u t s c h e S e e f a h r e r zwanzig Jahre vor Christoph Columbus. Es ist ein abenteuerliches Leben, das der in Hildesheim geborene Diderik Pining bereits hinter sich hat, als er zum ersten Mal von Island und Grönland nach Westen fährt und ein neues Land entdeckt. Freibeuter war er mit seinem Kameraden P o t h o r s t, einer der berüchtigten Gliekendeeler, die sich den Teufel um das Recht bürgerlicher Kaufleute scherten. Aber dann stieg er empor zu Ruhm und Macht, führte für den König von Dänemark Krieg gegen England, wurde schließlich Statthalter des Königs auf Island und herrschte über alle nördlichen Meere. Island gibt er den Frieden, hält Ordnung unter den widerstreitenden Sippen, gibt ein neues Recht — aber seine Sehnsucht, die wilde Fahrfreude des nordischen Menschen gibt keine Ruhe. Auch die schöne D e i k e W i t t e n, die ihm von Hamburg aus folgte, sein Leben teilte, ihm zwei Söhne schenkte, ohne ihm ehelich angetraut zu sein, weil es das alte Seefahrerrecht nicht duldete, auch sie vermag den unruhigen Mann mit all der fraulichen Wärme, die ihr eigen ist, nicht zu halten. Denn seit er das neue Land sah, ist er besessen von dem Plan, junge Menschen von Island, Deutschland und allen nordischen Ländern hinüberzuführen, um drüben e i n n e u e s R e i c h der Gerechtigkeit und Freiheit zu gründen. Dem gilt all sein Sehnen. Er will das Blut, das geflossen, das Unrecht, das geschehen ist, vergessen machen.

S e i n e m S o h n möchte er ein Reich gründen. Darum schickte er ihn nach Deutschland auf die Universität, Wissen zu erwerben. Kenntnis des Rechtes und des Gotteswortes. E i n R e i n e r soll es sein, der das neue Volk führt, nicht belastet vom Unrecht, vom Wust der Vorurteile der alten Welt.

Aber in Island selbst rühren sich die Gegenkräfte gegen Pinings Pläne. Neben den Seefahrern sitzen die B a u e r n im Land, ihr Führer ist G r e t t i r; er will nichts wissen vom neuen Land überm Meer, seine Bauern sollen auf heimischer Erde ihren Acker bebauen für ihre Söhne wie bisher — so treffen zwei Gegenwelten aufeinander, die sich vielleicht in glücklicheren Völkern und Zeiten ergänzen könnten. Zum sachlichen Gegensatz treten in Pining und Grettir noch die persönlichen Gegensätze. Zwischen beiden steht die schöne Frau Deike. Sie liebt Pining heiß — aber sie leidet bitter, daß sie ihn nicht halten kann. Das Mütterliche in ihr, das Bewahrende sucht die Ruhe des bäuerlichen Lebens, wie es Grettir ihr bietet. Zu tragischem Ende führt der Kampf. Schon hat Pining die Schiffe gerüstet zur zweiten Ueberfahrt nach Winland, die Bauern sind bereit mit ihm zu gehen, da kommt es zu blutigem Streit, bei dem Pining und Grettir fallen. Pothorst der Getreue führt die Leiche des Stalthalters über das Meer nach Grönland, keine Kunde mehr kommt von ihm. Eine deutsche Möglichkeit ist vertan für alle Zeiten. Statt drüben ein germanisches Reich zu gründen, werden auf zwei Jahrhunderte hin die Völker Deutschlands sich zerfleischen in Glaubenskämpfen, während die glücklicheren Portugiesen und Spanier, Columbus folgend, ihre Weltmacht in Amerika begründen.

Die alte Fähigkeit des Dichters zur Landschaftsschilderung wie zur lebendigsten Formung eigenwilliger Charaktere und Gestalten bewährt sich aufs Schönste an diesem Stoff, der wahrhaft ein deutscher Stoff ist. Heiße Liebe zu Land und Volk bricht immer wieder hervor aus diesem Werk.

Marie Hamsun: Die Langerudkinder. Erzählung. Neue Ausgabe mit 4 farbigen Vollbildern und 42 schwarzen Federzeichnungen von Hermann Pezold. In Leinen 3,80 RM. Verlag A l b e r t L a n g e n / G e o r g M ü l l e r, München.

Was für eine Ueberraschung war es allen Freunden Knut Hamsuns, als vor fünf Jahren die Langerudkinder von Marie Hamsun in deutscher Sprache erschienen! Sollte man es glauben, daß neben diesem Manne, diesem titanischen Schöpfergeist aus Nordland eine Frau ihr eigenes Wesen würde bewahren können? Nun, Marie Hamsun hat es bewiesen, indem sie in ihrem Buch nichts weiter war, als eine gescheite Frau und eine glückliche, liebevolle Mutter, die unverbogen und frisch erzählt, was sie mit ihren Kindern erlebt! Aber was ist das auch für eine entzückende Welt dort oben auf Langerud und gar erst auf der Sommeralm! Wie ist das echt gesehen, die jungen Menschlein und die Tiere, wie schlägt ein warmes Mutterherz in dem Bericht von all den kleinen Erlebnissen und Begegnungen dieser vier Kinder, Ola und Einar, Ingerid und Martha!

Und nun hat der Verlag gar noch eine neue illustrierte Ausgabe herausgebracht! Hermann Pezold hat in vielen Federzeichnungen und vier farbigen Vollbildern festgehalten, was Marie Hamsun erzählt hat. Da sehen wir die kleinen Mädchen, wie sie den Kühen die Schwänze festhalten, damit die Mutter in Ruhe melken kann; wie Svarta, die Kuh, Einar über den Graben wirft; wie die große Herde, Kühe und Ziegen, beim Auftrieb auf die Alm den Fluß überschreitet; wie Einar Holz hackt oder vom Floß ins Meer stürzt; wie Einar und Ola nachts im Walde ein großes Feuer anzünden, um nicht zu frieren — und weil sie sich eigentlich ja so fürchten in der Dunkelheit! Mit dieser bebilderten Ausgabe ist uns das Buch neu geschenkt, Kinder werden ihre Freude daran haben und fast mehr noch die Eltern, gerade weil es kein läppisches oder verzärteltes Buch aus dem vielgerühmten „Zeitalter des Kindes" ist — ganz im Gegenteil: es geht karg und hart zu auf Langerud, die Kinder müssen helfen, wo man sie braucht.

Man liest das Buch, die Geschichte eines kurzen, nordischen Sommers, in einem Atemzug durch und möchte sie gleich wieder von vorn beginnen, diese Geschichte der Langerudkinder, die gar keine Idealgeschöpfe sind, sondern rechte, frische, derbe Kinder, wie alle unverbildeten Eltern sie sich wünschen.

Fröhliche Ecke

Si duo faciunt idem

„Der Stör legt ungefähr eine Million Eier," erzählt der Professor beim Unterricht.

„Und gackert er bei jedem?" fragt die Unschuld vom Lande.